Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 32

Artikel: Aus Holland [Fortsetzung]

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640791

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

26. Juli 1873 bei Besteigung des aussichtberühmten Grand Paradis (4138 M. ü. M.) südlich von Cogne 10 Steinböcke und 19 Gemsen und einige Tage später am benachbarten Glacier de la Tribulation zwei große Steinböcke und 21 Gemsen. Die Anzahl der Exemplare wird überhaupt auf über 400 geschätzt. Die dort ebenfalls durch Jagdbann geschützten zahlreichen Gemsen werden von den Steinböcken stets gemieden. Sowie jene einen Weidestrich besetzen, steigen die Steinböcke höher ins Gebirge und halten sich in den entlegensten Wildnissen allein zueinander. Die durch den Schutz, dessen Uebertretung schwer bestraft wird, keck gewordenen Gemsen streifen bis in die Täler hinunter, was das Steinwild nie tut. Diesem setzten aber die Wilddiebe scharf zu. Vollständige Bälge von ganzen Familien sind jederzeit zu haben und selbst lebende Junge zum Preise von ungefähr tausend Franken per Stück.

Der Steinbock, von dem zuerst der Chronist Stumpf im 16. Jahrhundert eine auf eigenen Beobachtungen beruhende deutsche Monographie, die für lange Zeit mustergültig blieb, geschrieben hat, ist ein schönes und stolzes Wild, 1½ Meter lang und vier Fünftel Meter hoch, also bedeutend größer als die Gemse. Sein prachtvoller Hörnerschmuck gibt ihm ein stattliches Aussehen; die Hörner des Männchens sind 45—67 cm lang, abgerundet vierkantig, nach oben auseinandergehend, schwach sichelförmig in gleicher Ebene gekrümmt und in eine flache, etwas gehöhlte, stumpfe Spitze auslaufend. Auf der obern Kante stehen stark erhabene, nach der Innenseite überhängende Knotenwülste, welche die Jahreszunahme des Horns bezeichnen und gewöhnlich in der Schädelnähe enger zusammenstehen, einander aber auf beiden Hörnern entsprechen. Die des Weibchens sind viel kürzer, kaum über 18 cm lang, flacher und undeutlich abgesetzt. Die Farbe des Balges ist im Sommer gelblichrotbraun mit einzelnen weißen Haaren und dunklen Partien, braunem Rückenstreif, Stirn und Nase braun, Backen gelblich, Kehle braungrau, Hinterkopf dunkelbraun und weißlich, Hals weißgrau, hinterer Teil der Schenkel rostfarben, Bauch und After weiß mit einzelnen schwarzen Haaren, Schwanz oben schwarzbraun. Doch sahen wir auch einen ganz alten Sommerbock von gleichmäßig weit hellerer Behaarung. Einen eigentlichen Ziegenbart hat der Steinbock nicht, obwohl ihn manche Bilder immer noch mit einem solchen darstellen; nur der Winterbalg zeigt ein kleines Büschelchen längerer, steiferer, nach hinten gerichteter Haare am Kinn, die im Frühlingspelz wieder teilweise verschwinden. Ein ausgeweidetes Männchen wiegt noch an 80—100 Kilogramm, die Hörner 7½—9 Kilogramm, die kleinere und schmächtigere Steinziege dagegen soll selten über 50 Kilogramm wiegen. Das Tier hat einen muskulösen, gedrungenen Bau mit kühner und fester Haltung. Der Kopf, der in der Ruhe etwas gesenkt, auf der Flucht ein wenig rückwärtsgebogen getragen wird, ist eher klein, beim Bocke kürzer, die Stirn gewölbter und erhabener als beim Weibchen, die Ohren kurz, weit hinten angesetzt, die Augen lebhaft glänzend und wie bei den Gemsen ohne Tränenhöhlen. Der Steinbockschädel ist edler, abgerundeter, als der eckigere, schmalere und flachere Ziegenschädel. Die Schnauze hat weiße Lippen; Hals und Nacken sind außerordentlich kräftig und muskulös, ebenso die starksehnigen Schenkel, die aber verhältnismäßig dünn sind. Die Hufe sind stahlhart, unten rauh und können beim Gehen auf glatten Flächen ausgebreitet werden. Der ganze Leib ist eher walzenförmig, weniger leicht gebaut als jener der weit beweglicheren Gemse; der Schwanz 13—15 cm lang, stets aufgerichtet wie bei den Ziegen und endet in einen kastanienbraunen Haarbüschel; die Winterbehaarung ist viel dichter, etwas dunkler und länger als das Sommerkleid.

Ueber den Zweck des gewaltigen Hörnerschmuckes dachten unsere alten Naturforscher fleißig nach und ersannen wunderliche Märchen. Geßner meinte, das Tier benutze ihn nicht nur, um darauf zu fallen und des Sturzes Wucht zu mindern, sondern auch, um große herabstürzende Steine zu parieren. (Aehnlich erzählt er auch von den Gemsen, daß sie bei Verfolgung auf den höchsten Felsen, wo sie nicht mehr stehen oder gehen könnten, sich mit den Hörnchen an die Klippen hingen und dann vom Jäger hinuntergestürzt würden.) Wenn der Steinbock aber merke, daß er sterben müsse, so steige er auf des Gebirges höchsten Kamm, stütze sich mit den Hörnern an einen Felsen, gehe rings um denselben herum, und höre damit nicht auf, bis das Horn ganz abgeschliffen sei, dann falle er um und sterbe also! In der Tat aber bedient er sich der Hörner teils zum Kratzen, teils zum Stoßen. Im letztern Falle erhebt er sich ziegenbockartig auf die Hinterfüße und stößt von der Seite. Auch zum Parieren dienen sie ihm.

(Schluß folgt.)

Aus Holland.

Amsterdam. (Fortsetzung.) 3.

Gestern habe ich Ihnen nur einen Ueberblick im Großen geben können; Sie müssen es sich schon gefallen lassen, daß ich Sie heute nochmals über das Leben in Amsterdam unterhalte. Denn da ist noch gar viel zu sehen und zu berichten, was ich in meinem letzten Brief kaum berührt habe und was doch zum eigensten Gepräge dieser Stadt gehört.

Ich führe Sie heute am liebsten zuerst an die Grachten, denn hier ist Alt-Amsterdam noch ziemlich unverändert zu finden; hier wohnen „Myne Heeren en Mevrouwen van Holland" in alter Behäbigkeit und bürgerlichem Stolz; hier verläuft seit Jahrhunderten das Leben in den festen Bahnen des Herkommens. Und wenn auch ein Automobil unter der Ulmenallee der Gracht entlang saust und der Radfahrer ihm geschickt auszuweichen versteht, die hohen Häuser schauen „prachteg" auf die kleinen Vehikel herab und fühlen sich von diesen Neuerungen wenig berührt. Es sind äußerlich durchaus keine Paläste, die Häuser, die da an der Prinsen-, der Kaizer- und der Heeren-Gracht mit schmaler Vorderseite und hohem Giebel sich über die Bäume erheben: nüchterne Backsteinbauten, weiß, schwarz oder braun in der Grundfarbe, doch diese nicht so auffallend, wie ich sie mir nach Beschreibungen vorgestellt habe. Es gibt übrigens auch äußerlich sehr stattliche Bauten, und die schönsten unter diesen sind in Sandstein erbaut. Sehr viel Raum nehmen die Fenster ein; wie bei einem modernen Warenhause ist der Steinbau fast nur Umrahmung des Fensters, so sehr liebt der Holländer das Licht und die Luft in seiner Wohnung. Er würde übrigens, wenn die Fenster kleiner wären, recht dunkle Räume bekommen, da die Sonne bei der Höhe der Häuser und der davor stehenden Bäume besonders in die untern Stockwerke selten ihren Weg fände. Die Fenster werden nicht wie bei uns in der Mitte durch ein Schloß geöffnet, sondern von unten herauf geschoben, etwa so wie die Rolläden aus Blech. Jede Wohnung hat wenn möglich ihren Eingang; Leute, die in einem oberen Stockwerk wohnen, steigen lieber eine steile eigene Treppe hinan, um ganz für sich zu bleiben; der Wohlhabende bewohnt ein Haus für sich, und so erklärt es sich, daß die vielstöckigen Häuser sehr schmal sind. Dies gilt natürlich nur für die größern Städte; in Dörfern, wie Zaandam, wo Platz genug vorhanden ist, kann man eine Stunde lang und länger durch Straßen wandern, die rechts und links von kleinen einstöckigen Häusern mit Gärtchen umschlossen sind, die natürlich viel gemütlicher wirken, als jene Schmalhäuser.

Ich möchte den äußern Charakter dieser Bürgerhäuser am ehesten mit denen Basels vergleichen: solid gebaut, behäbig, aber durchaus nicht elegant; man merkt: die Leute haben's, aber sie zeigen's nicht gern. Erst wem sich die schwere Eichentüre ins Innere öffnet, der bekommt einen

Begriff von ihrem Wohlstand. Ich wohnte nun zwar bei einfachen Leuten, die keinen Luxus entfalten, draußen in einer Seitenstraße, die von der Buiten-Amstel ausgeht; aber mein Freund hat „feudale" Verwandte, die an der Heeren- und Prinsengracht in den eben genannten Patrizierhäusern residieren, und durch meinen freundlichen Protektor wurde mir mehrmals eine Einladung zuteil, so daß ich einen Einblick in diese vornehme Welt tun konnte, die dem gewöhnlichen Sterblichen, der in Holland reist, leicht verschlossen bleibt. Eines Abends waren wir zu einem der zahlreichen Stadtpfarrer der reformierten Landeskirche eingeladen, der an der Heerengracht in einem großen, hohen Gebäude wohnt. Wenn ich an die kalvinische Einfachheit der Schweizer Pfarrhäuser dachte, so wurde es mir fast unbehaglich zumute; denn hier konnte man sagen: „Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit schließt, Augen, Euch, hier ist nicht Zeit, sich staunend zu ergötzen"; die Fußböden im Flur, selbst im Kabinett, sind mit großen Marmorplatten belegt, die offenbar auf dem Seeweg um Gibraltar herum von einem holländischen Frachtschiff aus Italien gebracht wurden; die Räume, in denen wir die Mahlzeit und später den Tee einnahmen, sind Säle, nicht Zimmer zu nennen: an den Wänden geschnitztes Holzwerk als Getäfer, an der Decke Malereien im Barock- oder Empirestil, in Glasschränken ist prächtiges Delfter Porzellan zur Schau gestellt. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß das Abendessen zu diesem üppigen Stil paßte und in Platten aufgetragen wurde, die in mir wohl die Täuschung aufkommen lassen konnten, ich sitze am Tisch eines Fürsten und lebe von seiner Gnade. Doch bemühte ich mich, den Republikaner hervorzuheben, um meine Ansichten nicht zu verleugnen, selbst als mir gesagt wurde, daß in der Tat König Ludwig von Holland, der Bruder Napoleons, einige Zeit in diesen Räumen gewohnt habe. Meine Gastgeber beobachteten übrigens nicht die feierliche Würde eines Hofzeremoniells: der „Domine", so nennt man in Holland den Geistlichen, ein älterer, einfach aussehender Mann, seine Töchter und sein Sohn führten das Gespräch in anregender Weise und gaben sich durchaus natürlich; selbst der wohlwollende Spott blieb nicht aus; denn als ich von den den ostindischen Eingebornen geraubten Herrlichkeiten von Lombock, die ich im Museum gesehen hatte, etwas despektierlich sprach, bekam ich zu hören, daß die Schweizer in ihren Hotels die Fremden auch zu berauben verstünden! Da mußte ich gute Miene zum bösen Spiel machen, und der Hausherr meinte lächelnd, es freue ihn, daß ich diesen Spaß nicht übel aufnehme, während ihn andere Schweizer bitter ernst genommen und sich darüber entrüstet hätten.

Nach dem Essen machten wir einen Gang durch das ganze Haus, bis in den Estrich im 5. Stock hinauf, wo gewaltige Balken aus Eichenholz daran erinnerten, daß hier einst die Waren des Kaufherrn aufgestapelt wurden, nachdem sie durch den Seilaufzug, der zum Dach hinaushing, direkt aus dem in der Gracht vor Anker liegenden Schiff emporgehoben worden waren. Solche Böden hatten viel zu tragen und mußten deshalb, da es noch keine eisernen T-Balken gab, in Hartholz gezimmert werden. — Im ersten Stock befindet sich das Studierzimmer des Pfarrherrn, in dem wir Herren den Kaffee einnahmen. Auch dieses ist ein Saal zu nennen und würde einer städtischen Bibliothek als Lesezimmer wohl anstehen. Da ich Bücherliebhaber bin, machte ich mich, während die andern ihre Trabuco (oder ist das keine holländische Sorte?) ansteckten, hinter einige Foliobände, die in Pergament auf den untersten Stufen des Gestells standen, von denen etwa zwei Wände von unten bis oben ganz ausgefüllt waren. Wenn ich reich wäre, so könnte ich mir diese Art Luxus am wenigsten versagen: Schöne alte Ausgaben berühmter Klassiker, eine erlauchte Versammlung von Geistern, die der Gelehrte jederzeit in seine Gesellschaft berufen kann. Freilich, wer kann sich heute nicht nur den Luxus des Ankaufs, auch den des Lesens solcher Werke gestatten? wer, der, im praktischen Leben der Gegenwart stehend, eine Aufgabe in ihr zu erfüllen hat? Ich wenigstens könnte es nicht, und darum ist es wohl besser, daß ich auch nicht die Mittel zu dieser Bibliophilie besitze; huldige ich ihr doch so wie so mehr als gut ist, wenn auch in einfacherem Stile!

Nach der Kaffee- und Rauchstunde begaben wir uns wieder hinunter in den Rokoko-Saal, wo die Damen des Hauses uns empfingen und uns in reizendem Geschirr den Tee reichten. Dieser wird bei Tisch in einer Art Samowar vor den Augen des Gastes sehr sorgfältig zubereitet, indem immer nur wenig Wasser aufgegossen wird, so daß der Geruch besonders fein bleibt. Hat man im Lauf einer Stunde etwa drei Tassen genossen, so gehört es offenbar zu den als zierlich geltenden Beschäftigungen der Damen, die Tassen gleich bei Tisch in einem hübschen Gefäß, das zum Teeservice gehört, abzuwaschen; vielleicht ziehen sie es auch vor, diese Arbeit selber zu verrichten, anstatt das feine, zerbrechliche Porzellan den Händen einer Magd anzuvertrauen. Der Tee ist überhaupt das bei Besuchen beliebte Getränk; jedesmal, wenn ich abends in eine Familie eingeführt wurde, bereitete man vor meinen Augen den Tee und bot mir ihn an — eine Sitte, die mir als Abstinenten besonders willkommen war, weil sie mich der Mühe enthob, erst meine Gewohnheiten und Grundsätze auseinanderzusetzen, was, wie man weiß, für einen Gast unter Fremden nicht immer das Angenehmste ist; denn man stellt sich nicht gern gleich zu Anfang in Gegensatz zu denen, die man erst von ihrer besten Seite kennen lernen möchte. — Ein mehrbändiges prächtiges Bilderwerk über die Natur- und Kulturschönheiten Hollands, das wir betrachteten, ergänzte für mich den Einblick in dieses merkwürdige, freundliche Land, von dem ich in den 14 Tagen meines Aufenthaltes natürlich nur wenig mit eigenen Augen kennen gelernt hatte.

Als ich spät abends mit meinem Freund durch die stillen Straßen schritt, wollte es mir nicht recht einleuchten, daß ein Geistlicher ein solch großes Haus führe, da mir diese Lebensweise mit der evangelischen Einfachheit in zu großem Gegensatz zu stehen schien. Mein Freund, der selbst die Einfachheit über alles liebt und entsprechend lebt, versicherte mir aber, daß, wie ich selber hatte beobachten können, der Geistliche eine durchaus einfache Natur sei und mehr für andere als für sich lebe. Er habe aber Freude an edlem Lebensgenuß, und da seine Frau aus einem vornehmen Hause stammte und gern auf diesem Fuße weiterlebte, habe er ihre Lebensgewohnheiten angenommen; doch gelte seine Gastfreundschaft nicht nur seinesgleichen, sondern auch ganz einfachen Leuten, die er gern an seinen Tisch ziehe, um ihnen eine Freude zu machen. Sein Hauptinteresse gelte einem Liebeswerk, das sein Vater gegründet hat, einer Anstalt für gefährdete Knaben, die wir auch besucht haben und von der ich Ihnen noch in einem spätern Brief berichten möchte. Er wisse für diese Anstalt vortrefflich seine reichen Standesgenossen um Beiträge anzugehen und habe selber stets eine offene Hand. Vor diesen Tatsachen verstummte meine Kritik und ich war doch froh, einmal einen Blick in ein solches Leben getan zu haben, auch wenn es von dem meinen so verschieden als möglich ist. Das ist ja gerade das Schönste am Reisen, daß wir einmal etwas anderes sehen als das, woran wir gewohnt sind. Dadurch wird der Blick weiter, das Verständnis für unsere Mitmenschen wächst und wenn wir noch immer Lust haben, über sie zu urteilen, so wird dieses Urteil jedenfalls milder ausfallen.

(Fortsetzung folgt.)

Wahrspruch.

Nur Reisen ist Leben, wie umgekehrt das Leben Reisen ist.

Jean Paul, Kampanertal 2. Kap.